

Diplomatie und Demokratie.

Von Heinrich Graf Lühow.

N. u. I. Votschaster a. D.

Strelzhoj, im Juli.

„Ob es wohl nach dem Kriege überhaupt noch Votschaster geben wird?“, fragte mich neulich jemand, und die Frage ist sicherlich nicht so unberechtigt, als sie es manchem auf den ersten Blick erscheinen könnte. Sie kam mir wieder in Erinnerung beim Lesen einer Serie geistvoller Artikel, welche zwei Koryphäen der deutschen Diplomatie, Graf Monts und Fürst Lichnowsky, kürzlich in einem vielgelesenen Berliner Blatte veröffentlicht haben. Bekanntlich bildet die „Abschaffung der geheimen Diplomatie“ eines der Schlagworte der extremsten Richtung der westeuropäischen und transatlantischen Friedensfreunde, und es ist keineswegs ausgeschlossen, daß es berufen sein könnte, auf die gläubigen Massen eine gewisse Anziehungskraft auszuüben. Die Demokratie liebt grundsätzlich nicht das Geheimnis (mit der all-einigen Ausnahme des geheimen Wahlrechtes), und die sogenannten Herrenküche der Diplomatie mit ihren Chiffre-depeschen, Kabinettskurieren, geheimen Zusammenkünften und eben solchen Abmachungen hat für sie etwas, ich möchte sagen Unheimliches und wenig Vertrauen Erweckendes. Verstärkt wird dieser Eindruck vielleicht auch durch die traditionelle Tendenz der Diplomatie aller Herren Länder, sich und ihre berufliche Tätigkeit in ein gewisses geheimnisvolles Dunkel zu hüllen; der jüngste Attaché liebt es, den Eindruck zu erwecken, als hindere ihn nur sein Amtseid daran, einem bewundernden Publikum einen Blick hinter die Kulissen der Weltgeschichte zu gewähren. Daß bei der Diplomatie — wie schließlich nahezu bei jedem Berufe — ein gewisses Quantum von dem, was der Wiener „Pflanz“ nennt, mitunter vorkommt, mag füglich zugegeben werden, aber „Wer es nicht edel und nobel treibt, der lieber weit vom Handwerk bleibt“. Aber — um zum Schlagworte der Abschaffung der geheimen Diplomatie zurückzukehren — so soll nicht bestritten werden, daß dieses Wort auf den ersten Blick für den Uneingeweihten etwas Biedereres, Ehrlicheres, vielleicht sogar Bestechendes an sich hat; blickt man aber näher dazu, so ist man versucht, wie Kalchas in der „Schönen Helena“ zu sagen: C'est doux a l'oreille, mais cela ne veut rien dire. (Es klingt zwar süß, aber es will nichts heißen.) Alle Achtung vor dem Telephon und den Diensten, die es uns leistet, aber vorläufig sind wir doch noch nicht so weit, daß Friedens-, Allianz- und Handelsverträge zwischen den betreffenden Staatsoberhäuptern mittelst des landläufigen „Hallo, hallo“ geschlossen werden können. Berufsmäßige Vermittler werden noch lange benötigt werden, und je demokratischer das Regime ist, desto schärfer wird es diesen berufsmäßigen Vermittlern die äußerste Diskretion zur Pflicht machen — mögen dieselben nun Diplomaten oder anders heißen — eine goldgestickte Uniform oder einen schwarzen Kanzleirock tragen. Das Wesen bleibt dasselbe.

Und vollends: Behandlung aller auswärtigen Fragen im Parlamente und Vorlage sämtlicher diplomatischen Korrespondenzen! Jeder, der im Ernste und bona fide dieses Verlangen stellt, ist sicherlich einmal im Leben in die Lage gekommen ein Darlehen aufzunehmen, einen Besitz zu erwerben, sich nach einer Braut umzusehen, oder irgendeine wenn auch noch so bescheidene geschäftliche Transaktion vorzunehmen. Sagt ihm da nicht der gesunde Menschenverstand, ohne jede weitere Belehrung oder Anweisung von dritter Seite, daß, ohne die strengste Geheimhaltung der laufenden Verhandlungen, ein Erfolg sozusagen eo ipso ausgeschlossen ist? Und was im alltäglichen Verkehre der Privaten eine Regel ist — fast so alt wie das Menschengeschlecht selbst — sollte im Verkehre der Nationen, in dem sich tausenderlei Interessen der mannigfaltigsten Art begegnen und durchkreuzen, plötzlich entbehrlich und von Uebel geworden sein?

Es gibt gewiß in ganz Europa kaum ein Kaffeehaus oder eine Bierbank, an der nicht in den letzten Jahren über die Diplomatie viel und heftig losgezogen worden ist. Man ist hierbei nur zu häufig geneigt, zweierlei zu vergessen. Erstens: daß der Diplomat, auch der im Range Höchststehende zeitlebens nur ein ausübendes Organ bleibt,

und es ist dies vielleicht die größte Schattenseite des Berufes. Ein Votschaster kann mit dem besten Willen nicht mehr tun, als seine Regierung informieren, ihr Ratschläge erteilen, sie rechtzeitig warnen. Bleiben seine Ratschläge und Warnungen unbeachtet, so wird er — wenn es ihm seine Mittel erlauben — um seine Enthebung einkommen, aber in den Kaffeehäusern wird es trotzdem heißen: „Der N. N. muß doch ein rechter Esel gewesen sein, daß er von allem was sich vorbereitet hat, nichts geahnt hat.“

Ein weiterer Punkt, den die meisten Kritiker einer ihnen wenig geläufigen Materie zu übersehen pflegen, ist, daß die Diplomatie vielleicht mehr noch als mancher Beruf mit der Zeit fortgeschritten ist und sich modernisiert hat. Der gepreßte, selbstbewußte Diplomat der alten Schule, der seinen Besuchern je nach ihrem Range einen oder mehrere Finger und nur der höchsten Rangklasse die ganze Hand gibt, existiert eigentlich nur mehr im Lustspiele und ist selbst dort eine nahezu veraltete Figur. In unserer Diplomatie finden sich — und zum Teile an sehr maßgebender Stelle — zumeist Männer von durchaus vorurteilsfreier und ausgeprochen fortschrittlicher Denkungsart. Abstammung, Konfession und Vermögensverhältnisse spielen bei uns in der diplomatischen Karriere eine verschwindend kleine Rolle; es herrscht derzeit tatsächlich das Bestreben vor, nur den geeignetsten Persönlichkeiten Raum zu schaffen.

Die Notwendigkeit der „Demokratisierung“ der Diplomatie ist ein beliebtes Thema geworden und wird mitunter in recht gedankenloser Weise behandelt und verarbeitet. In dem eingangs erwähnten Artikel spricht sich Graf Monts dahin aus, daß bei gleicher Intelligenz und gleicher Vorbildung der vornehme Bewerber jenem auch heute noch vorzuziehen sei, der seiner Abstammung nach obscura gentis natus ist. Unzweifelhaft wird letzterer in der Diplomatie häufig in ein Milieu versetzt werden, in dem er sich fremd fühlt, was geeignet ist, bei jedem, der nicht in die Kategorie der Uebermenschen gehört, ein gewisses Gefühl der Unsicherheit und der Befangenheit hervorzurufen. Nicht immer handelt es sich um Besprechungen unter vier Augen mit Staatsmännern und leitenden Persönlichkeiten, und im sozialen Verkehre, der wenigstens derzeit noch für den Informationsdienst unerlässlich ist, muß eine gewisse Sicherheit des Auftretens immerhin noch als eine *conditio sine qua non* angesehen werden. Allerdings ist dies ein Faktor, der in verschiedenen Posten verschieden zu bewerten ist, und dieselbe Persönlichkeit, die beispielsweise in Konstantinopel oder Washington sehr gut am Platze wäre, würde sich für einen Posten mit einem althergebrachten intensiven Hofleben weniger eignen.

Der Krieg wird vieles — ja nahezu alles — ändern. Ob er den traditionellen Formen des internationalen diplomatischen Verkehrs auf die Dauer eine wesentlich andere Gestaltung geben wird, mag füglich bezweifelt werden.